

SCIENCE-FICTION UND DIE MEDIALE VERFÜHRUNG

Hans-Ulrich Obrist: Sie schreiben gerade an einem Buch über Noma-den, Obdachlose etc. Weshalb siedeln Sie die Handlung in Europa an?

Bruce Sterling: Ich wollte ein Buch über Zukunft aus einem globaleren Blickwinkel schreiben. Die meisten Science-fiction-Romane werden von Amerikanern geschrieben, und so spielen sie zumeist auch in den USA. Ich glaube aber, daß die Vereinigten Staaten weniger wichtig sind, als bei uns viele Leute meinen. Auch war ich zum Beispiel sehr beeindruckt von dem, was heute etwa in Prag vorgeht — mit allen diesen jungen, ins Ausland gegangenen Amerikanern. Die USA sind derzeit sehr hart für junge Leute. Toleranz gegenüber Kreativität, Freiheit oder auch nur die Möglichkeit, spontan zu handeln, sind derzeit eingeschränkt. Ich glaube, daß die Grenze zur Zukunft heute eher in Europa abzulesen ist.

Elisabeth Bronfen: Das bedeutet eine Umkehrung der herkömmlichen Sicht des Verhältnisses von Europa und den USA.

Sterling: Das Buch, an dem ich schreibe, spielt hundert Jahre in der Zukunft. Von da aus wird es gleichgültig, ob man sich auf die neunziger Jahre des zwanzigsten oder des neunzehnten Jahrhunderts bezieht. Ich untersuche die Jahre ab 2090 in verschiedensten Bereichen: Fotografie, Kosmetik, Kultur, dem Einfluß der Technologie auf die Weiblichkeit, das Alter und die Jugend. Es wird wohl eines meiner befreundeten Bücher.

Bronfen: Sie betonen wiederholt, Ihre Texte seien weder utopisch noch antiutopisch, sondern ein Realismus der achtziger und neunziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Sterling: Utopie ist langweilig und Antiutopie appelliert an die Erwartung und die Instinkte der Leute. Ich versuche dagegen, in seriöser Weise die Zukunft zu beschreiben, gewissermaßen aus einer historischen Perspektive. Die Zukunft ist keine nebelige Angelegenheit. Ich kann nicht garantieren, ob es im Jahr 2090 noch eine menschliche Zivilisation geben wird. Aber es wird eine Erde geben, und die Sonne wird auf- und untergehen; es wird feste Gegenstände geben usw. Und nicht bloß eine nebelige und halluzinogene Sache.

„Toleranz gegenüber Kreativität, Freiheit oder auch nur die Möglichkeit, spontan zu handeln, sind derzeit eingeschränkt.“

Obrist: Der amerikanische Maler Leon Golub schrieb vor Jahren in „Split Infinities“, Science-fiction sei die Überschreitung der Grenzen zwischen Moderne und Postmoderne.

Sterling: Ich empfinde freundschaftliche Gefühle für viele Theoretiker der Postmoderne. Ich liebe ihre Art, sich anzuziehen und zu sprechen. Aber ich bin kein Theoretiker, sondern jemand, der sich in der Populärkultur bewegt, ein Romanautor und Entertainer.

Bronfen: Welche Denker der Postmoderne haben Sie beeinflusst?

Sterling: Mein Lieblingsautor in dieser Gattung ist Jean Baudrillard. Ich kann ihn leider nicht im Original lesen, da ich nicht Französisch spreche. Auch Ann Hollander schreibt interessante Dinge, über Kleidung, Mode, Körperbilder und Körpertheorie. Mein Thema ist im Grunde der

Einfluß der Technologie auf die Gesellschaft. Daher interessieren mich Leute, die die tägliche Realität der Technologie studieren und, anstatt Theorien zu bilden, wirklich darauf achten, was das an unserer Art verändert, uns anzuziehen und morgens aufzustehen, an unseren Bedürfnissen und daran, was wir aus uns selbst zu machen vermögen.

Bronfen: Man hört oft die Frage, woher ein Science-fiction-Autor seine Ideen beziehe.

Sterling: Die Ideen stammen letztlich alle aus der Wirklichkeit. Es gibt nichts anderes, aus dem man Ideen beziehen könnte. Technikjournalisten stellen zum Beispiel eine sehr gute Inspirationsquelle dar.

Bronfen: Manche Kritiker beschreiben Cyberpunk als eine zeitgenössische Version der mittelalterlichen Romanwelt.

Sterling: Das sind Konstrukte von Theoretikern. Ich sah mich selbst nie als einen fahrenden Ritter des Mittelalters. Es gibt dafür zwar ein breites populäres Medium. Aber mir

„Ich habe viele Kollegen an die multimediale Sphäre verloren. Derzeit arbeite ich auch selbst an einem Multimediaprojekt.“

fiel immer auf, daß die Leute, die in das Mittelalter verliebt sind, nie von den Bauern reden... Ich bin ein Geschöpf meiner eigenen Zeit und kein zeitloser Mediävist. Mein letztes Buch *Heavy Weather* ist wie ein Genre-Western, wenn man von den ökologischen Katastrophen und der virtuellen Realität absieht.

Obrist: Sie bezeichnen Ihren kommenden Roman als „Buch“, haben aber eines Ihrer früheren Bücher im „Internet“ angeboten. Was verändert „Internet“ für einen Schriftsteller?

Sterling: Ich habe viele Kollegen an die multimediale Sphäre verloren. Derzeit arbeite ich auch selbst an einem Multimediaprojekt, und ich kann daher absehen, wie verführerisch dieser Bereich sein kann. Viele schöpferische Talente, die unter normalen Umständen Science-fiction-Autoren geworden wären, haben sich in den achtziger und neunziger Jahren dem Computergrafikdesign, Spezialeffekten im Film, der CD-ROM, der Verwaltung von Computernetzwerken und ihrer Konzeption usw. zugewandt. Aber ebenso sehen wir derzeit viele Leute, die sich in diese Domäne begaben, ausgebrannt, verbraucht und rasch wieder ausgestoßen, sodaß sie aufs neue Science-fiction-Schriftsteller werden. Die virtuelle Welt der Informatik ist ein rauhes, aufreibendes Universum.

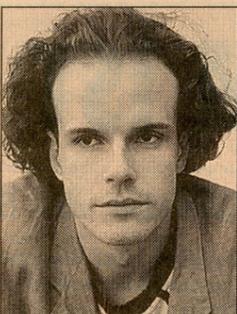
Bronfen: Wird die Technik Ihrer Meinung nach einmal instande, ein menschliches Gehirn zu erzeugen?

Sterling: Das wird niemand jemals tun — weil es keinen Grund dafür gibt, es zu tun. Das scheint mir, als ob Sie fragten: „Wann wird ein Düsenflugzeug fähig sein, mit den Flügeln zu schlagen wie ein Vogel?“ Selbst wenn es machbar sein sollte, gibt es keinen Grund, es auszuführen. Wenn Computer einmal beginnen, tatsächlich intelligent zu sein, wird ihre Intelligenz eher jener von Primaten gleichen. Dann wird man natürlich eher suchen, diese Computerintelligenz weiterzuentwickeln als die menschliche. Aber man bewegt sich dann auf einer ganz anderen Ebene. □

Das „museum in progress“ und DER STANDARD veranstalten ein über mehrere Folgen laufendes „Symposium in der Tageszeitung“. Führende Philosophen, Essayisten und Künstler sprechen über Kunst, Medien und die gesellschaftliche Wirklichkeit der neunziger Jahre. In dieser Ausgabe legt der amerikanische Science-fiction-Autor und Mitbegründer der Cyberpunk-Bewegung Bruce Sterling seine Haltung zur Gegenwart und zum Multimedia-Phänomen „Internet“ dar. Der Schweizer Ausstellungsmacher Hans-Ulrich Obrist beschreibt die Rolle der Ausstellung im Schaffen zeitgenössischer Künstler und seine Vision der Kunst im Zeitalter der medialen Beschleunigung.



Bruce Sterling, geb. 1954 in den USA. Lebt in Austin/Texas. Science-fiction-Autor, Kritiker und Journalist, gilt als Begründer und Hauptvertreter der Cyberpunk-Bewegung mit William Gibson. Bücher u. a. „*Mirshades: The Cyberpunk Anthology*“ (Hg., 1986), „*The Difference Engine*“ (mit William Gibson, 1990). 1994 erschien im Millennium Verlag/Orion Book sein neuestes Buch „*Heavy Weather*“. Auf der von der Akademie zum dritten Jahrtausend in München veranstalteten Konferenz „*Mind Revolution*“ sprachen mit ihm die Literaturprofessorin Elisabeth Bronfen und Hans-Ulrich Obrist (siehe unten).



Hans-Ulrich Obrist, geb. 1968 in Sankt Gallen (Schweiz), gilt als einer der innovativsten und meistbeachteten Vertreter einer neuen Generation von Ausstellungsmachern: „*Küchenausstellung*“ (Sankt Gallen 1991), „*Der zerbrochene Spiegel*“ (mit Kasper König, Wien und Hamburg 1993), „*Hotelzimmerausstellung*“ (Paris 1993), „*Do it*“ (Kunsthalle Ritter, Klagenfurt, und versch. Stationen seit 1994), „*Cloaca Maxima*“ (Zürich 1994), „*Migrateurs*“ (Ausstellungsreihe Paris seit 1993). Betreut für „museum in progress“ derzeit die Ausstellung „*Vital Use*“, periodisch im STANDARD. Lebt in London und Paris. Von 24. März bis 1. Mai findet in der Kunsthalle Serpentine Gallery in London seine Ausstellung „*Take me (I'm yours)*“.

IMPRESSUM

Gespräche 1994/95 — Symposium über Kunst, Gesellschaft und Medien.

Moderation: Robert Fleck.

Eine Serie im Rahmen des Kuratorenprogramms von Stella Rollig, beauftragt vom Bundesminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Ein Projekt des museum in progress in Kooperation mit dem STANDARD.

ES GEHT NICHT DARUM ZU PROVOZIEREN

Robert Fleck: Seit September letzten Jahres organisierst Du zwei Ausstellungen im STANDARD: „*Vital Use*“, wobei jüngere Künstler zu Wort kommen, die selbst ein Unternehmen gegründet haben, um ihre künstlerische Arbeit produzieren oder vermitteln zu können — bislang waren in diesem Rahmen Werke von Fabrice Hybert, Hans-Peter Feldmann und Wolfgang Tillmans zu sehen; und eine Ganzjahresausstellung von Nancy Spero, bei der die New Yorker Künstlerin einmal pro Monat ihre nicht zuletzt vom Holocaust geprägte Lebenserfahrung einbringt. Ist die Zeitung ein geeignetes Medium für Ausstellungen?

Hans-Ulrich Obrist: In der Zeitung ist ein Phänomen hervorstechend: ein Bild und ein Text stehen nie alleine. Immer ist der Text vorher und das Bild nachher, oder umgekehrt. Alles besteht aus Beziehungen zwischen schriftlichen und visuellen Botschaften, aus intertextuellen und zwischenbildlichen Relationen. Es ist ein Netzwerk. Der Künstler greift in dieses Netzwerk verändernd ein.

Eine Zeitung ist ja ein labiles Gleichgewicht, ein Equilibrium zwischen Werbung, Bild, Text, redaktioneller Arbeit usw. Insofern ist „*Vital Use*“ eine Ausstellung, die im Zwischenraum stattfindet. Die Künstler gehen in diese Zwischenräume hinein, um sie zu verändern, zu verschieben.

Fleck: Die Künstler begeben sich damit aber auch aus dem geschützten Raum des Kunstmuseums auch hinein in ein Medium des unmittelbaren Alltags — ihre Werke hängen nicht mehr an einer weißen Wand, sondern müssen der Konkurrenz der Werbung und der Pressefotos standhalten. Zugleich sind ihre Werke am nächsten Tag „veraltet“, wie jede Tageszeitung vom Vortag.

Obrist: Ausstellungen in einer Tageszeitung zu veranstalten hat nun schon eine gewisse Tradition. Am Anfang stand das Projekt des „museum in progress“ mit Peter Kogler, das 1989 bereits im STANDARD stattfand. Dann kam die thematische Gruppenausstellung „*The Message as Medium*“, 1991 von Helmut Draxler für „museum in progress“ im STANDARD und der Zeitschrift „*Cash Flow*“ organisiert.

Seither und gerade an diesen Beispielen haben die Künstler gelernt,

„Alles besteht aus Beziehungen zwischen schriftlichen und visuellen Botschaften, aus intertextuellen und zwischenbildlichen Relationen.“

noch differenzierter mit dem Medium umzugehen. Es handelt sich auch um eine neue Generation von Künstlern, die wieder mit politischen und sozialen Zusammenhängen umgeht, das aber sehr sensibel, unplakativ und mediengerecht vollzieht. Es geht ja nicht darum, zu provozieren.

Fleck: Das „ästhetische Preisausschreiben“, das der französische Künstler Fabrice Hybert im letzten Herbst im Rahmen von „*Vital Use*“ im STANDARD veranstaltete, war aber doch eine Regelverletzung, auch indem Hybert das gar nicht „kunstmäßig“ gestaltete.

Obrist: Jede Ausstellung stellt den Versuch dar, die Regeln leicht zu verschieben. Insofern ist es ein sehr langsames Vorgehen, da Regeln sich ja nur allmählich wandeln. Der Kunsthistoriker Hubert Damisch

prägte einen wunderbaren Vergleich mit Fußball: die Geschichte der modernen Kunst sei wie ein Match „*Paris-Saint-Germain*“ gegen „*Marseille*“, das zum Alptraum eines Spiels ausartet, da es ein Jahrhundert dauert. Auch das Spiel „*Fußball*“ geht ja ständig weiter: Nächsten Samstag ist wieder ein Match und so fort.

In gewisser Weise erscheint mir auch jede Ausstellung wie ein neues Match, bei dem die Regeln mehr oder weniger dieselben sind. Das ist selbst in der Tageszeitung der Fall. In einer Ausstellung geht es darum, Regeln dieser Art — Regeln der Ausstellung und Regeln der Zeitung — peu à peu zu modifizieren.

Fleck: Man wirft Ausstellungsmachern aber schon seit Jahrzehnten vor, sie würden die Künstler bevormunden, würden ihnen vorschreiben, was sie tun sollen.

Obrist: Es sind ja im Gegenteil die Künstler, die die Regeln permanent verletzen. Der Ausstellungsmacher verschiebt gar nichts. Er ist „dazwischen“: Er steht im Dialog mit den

„Jede Ausstellung stellt den Versuch dar, die Regeln zu verschieben. Es ist ein langsames Vorgehen, da Regeln sich ja nur allmählich wandeln.“

Künstlern und bildet dann die Passelle — zwischen dem Künstler und dem Publikum, dem Künstler und dem Museum, und auch dem Medium „*Zeitung*“.

Fleck: Es scheint, als habe sich der Begriff der Ausstellung in der Kunst der letzten Jahrzehnte nachhaltig wandelt. Die Ausstellung ist für viele Künstler ein eigenes Medium geworden, wie früher das Gemälde oder das Tafelbild.

Obrist: Fabrice Hybert sagt ja, die Ausstellung sei eine der wesentlichen architektonischen Erfindungen dieses Jahrhunderts. Ich denke dabei nicht nur an Ausstellungsinstitutionen wie Museen oder Kunsthallen. Mich interessieren beispielsweise zumindest ebenso Ausstellungen in Institutionen, die keine Gegenwartskunst zeigen, wo die Menschen für einen anderen Zweck kommen. Da ergibt sich eine Kreuzung der Öffentlichkeiten, ein hybrides Publikum, das die Künstler aus dem Ghetto des Museums holt, ohne sie einfach auf die Straße zu stellen.

Zur Ausstellung von Christian Boltanski im Stift von Sankt Gallen kam ein Publikum, das wegen der Klosterbibliothek anreiste — 100.000 Menschen übers Jahr — neben den wenigen Dutzend Menschen, die Boltanski kannten. Die Ausstellung war damit ein Zuschlag, eine Entführung dessen, was der Besucher der Klosterbibliothek erwartete. Man kann auch aktiv Strukturen schaffen, im Sinn der Überlegungen zur Fiktion des Museums, die Künstler wie Marcel Broodthaers vorlegt haben.

So richtete ich ein „Robert Walser Museum“ ein, in Gestalt einer Vitrine in jenem Restaurant bei Sankt Gallen, in dem Robert Walser täglich speiste. Vierzehn Künstler machten da bislang eine Ausstellung. Und zuletzt gibt es die mobilen Ausstellungen, die nicht mehr an einen festen Ort gebunden sind, darunter gewisse Projekte des „museum in progress“: Die Zeitung kommt letztendes zu den Leuten ins Haus, was ein wichtiger Aspekt ist — daß die Ausstellung zu den Menschen nach Hause kommt. □